Illustrirtes Sonntags-Blatt
der
„Thorner Presse".
Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

№ 2. | 2. Quartal. | 1887.

Wiedergefunden.

Aus d. Erinnerungen e. engl. Bergbau-Ingenieurs.
(Fortsetzung.)

[2]

(Nachdruck verboten.)

Die weichherzige Schwarze führte ihre gewürfelte Schürze nach ihren Augen und begann mit echt afrikanischer Energie zu heulen und zu schluchzen.

Ich achtete den Schmerz der armen Person und wollte sie nicht weiter mit Fragen quälen, wenngleich ich gerne hätte wissen mögen, ob „Sweetwater" ein Mann, ein Weib, ein Thier oder ein Ort sei.

Nach weiterer Erwägung hielt ich es zur Lösung meiner Zweifel für's Zweckmäßigste, mich unter den Menschenhaufen hinauszumachen, dessen lärmende Stimmen zum offenen Fenster hereindrangen.

Als ich mich jenseits des Marktes dem unteren Theile des Thales näherte, fühlten sich meine Augen instinktartig durch den ungeheuren Trümmerhaufen gefesselt, der sich wie eine Mauer quer in den schmalen Ausgang hineinlegte und in dieser Richtung jeden Verkehr absperrte.

Der jetzt in solcher Weise ausgefüllte Paß war ein enger, tiefer Spalt zwischen zwei senkrecht ansteigenden Felsmassen, in dem selbst zur besten Zeit kaum zwei beladene Wagen einander ausweichen konnten. Die Erscheinung, die ich vor mir hatte, war mir nichts Neues, denn ich befand mich schon lange genug in den Alleghanys, um mit den physikalischen Verhältnissen der Stein- und Erdlawinen, welche von den Gebirgsbewohnern als „Rutsche" bezeichnet werden und den Moränen der Schweizer Alpen entsprechen, bekannt zu sein.

Das plötzliche Niederstürzen solcher Massen von losem Felsgestein, Bäumen und angeschwemmtem Erdreich, die sich von dem festen Gerippe des Gebirges ablösen, wird sehr gefürchtet, und man erzählt sich da und dort von Blockhütten oder einsam stehenden Häusern, die durch einen solchen Erdrutsch begraben wurden.

Im gegenwärtigen Falle hatten vermuthlich die Herbstregen zu diesem Naturereigniß Anlaß gegeben; denn solche Unfälle kommen gewöhnlich im Spätherbst oder beim Schmelzen des ersten Winterschnees vor, und ich brauchte nur aufwärts zu schauen, um die Wahrnehmung zu machen, daß die blauen Bergspitzen sich in gefährlicher Nähe über das Städtchen Blueville erhoben.

Daher überraschte mich mehr die Aufregung der Bewohner, als der Unfall selber, obschon ich mir die erstere aus dem Umstande erklären konnte, daß der Rutsch den Ausgang des unteren Thalendes ganz versperrt hatte.

Beim Näherkommen bemerkte ich, daß man an dem Rande der unerwarteten und unerwünschten Mauer mit der Errichtung eines Holzgerüstes beschäftigt war. Die Leute hatten zwei junge Tannen, die hastig ihrer Zweige beraubt worden, in den Boden eingerammt, und versuchten nun, dazwischen einen unbehauenen schweren Querbalken zu befestigen, der einer an die Wand sich anlehnenden dritten jungen Tanne zur Unterlage dienen sollte.

„Das schlägt in mein Fach ein," dachte ich und beschleunigte meine Schritte. Ich bemerkte sogleich, daß die guten Leute ein Gerüst aufzubauen beabsichtigten, das hoch genug wäre, um auf die Höhe des Walles zu gelangen, der die Schlucht ausfüllte; doch entging mir auch nicht, daß sie trotz ihres Eifers die Sache sehr ungeschickt angriffen, denn das Strebegebälk zitterte in einer Weise, daß ein ernstlicher Unfall zu besorgen stand. Ich arbeitete mich mit den Ellenbogen durch die lärmende Menge.

„Seht Euch vor," rief ich, „und Ihr Leute da droben auf dem Gerüst, macht um Himmels-



Mitternachtssonne. (Mit Text auf Seite 16.)

willen, daß Ihr herunter kommt. Ich bin ein Ingenieur, und gebe mein Wort, daß das Holzwerk eine solche Last nicht zu tragen vermag. Knackt es zusammen, so sind gebrochene Glieder noch das geringste Unglück, das man erwarten darf."

Meine ernste Ansprache und die Nennung meines Berufs hatte den beabsichtigten Erfolg. Die Männer, die droben mit Anlegung von Stricken oder mit Handhabung von Zimmermanns-Werkzeugen beschäftigt waren, blickten ängstlich abwärts, und die Weiber unten begannen kläglich zu schreien, daß Lucas, Roger, Minadab und wie sie sonst heißen mochten, doch sogleich herunterkommen sollten.

Den Bitten der Weiber, Mütter oder Geliebten nachgebend, rutschten die Männer langsam und widerstrebend an der rohen Leiter nieder, die selbst nur aus einem jungen Baume bestand, an welchem man als ein plumpes Surrogat der Tritte die Ast-Enden hatte stehen lassen.

Alle bis auf einen Einzigen. Dieser war ein großer, kräftiger Jüngling mit langem, schwarzem Haar, der eine Blouse mit großen silbernen Knöpfen und ein Paar hübsche, mit Wampuns und farbigen Federn verzierte indianische Mokassins trug. Sein Anzug im Allgemeinen verrieth einen gewissen Geschmack für's Augenfällige und ließ in ihm einen Jäger vermuthen, wie er denn überhaupt den einfachen Farmern und Holzhauern gegenüber, aus welchen die übrige Bevölkerung bestand, sich als eine Art Waldstutzer ausnahm.

Er arbeitete aus Leibeskräften, zwar nicht mit Sicherheit, aber mit einer ungeduldigen Hast, und hatte bereits an dem Querholze die Schlingen befestigt, an welchen der dritte Baum in die Höhe steigen sollte. Jetzt suchte er vergeblich die Handhabe der am Querholze befestigten Kurbel zu drehen, um das eine Baumende aufwärts zu ziehen, unbeirrt durch die Flucht seiner Kameraden, denen er in bitteren Worten ihre Feigheit vorwarf.

„Kommt herunter, Mark Brett," rief ein achtbar aussehender alter Mann, einer von den Patriarchen des Orts, halb im Tone der Ueberredung, halb befehlend, als er unter dem einsamen Arbeiter das Gerüst schwanken sah.

Die so angeredete Person schüttelte den Kopf, strich sich ungeduldig das pechschwarze Haar aus dem glänzenden Gesichte und machte wie ein Riese in seinem Geschäfte fort.

„Mark! Mr. Brett! Lieber Mark! Kommt um's Himmelwillen herunter, oder Ihr seid des Todes!" riefen fünfzig männliche und weibliche Stimmen in angelegentlichem Tone.

„Nein," keuchte der Jüngling, der kaum einundzwanzig Jahre zählen mochte; „wenn Niemand sonst im Orte ist, der es mit Lebensgefahr wagt, christlichen Nebenmenschen in ihrer Noth beizuspringen, so will ich es allein thun und Euch Alle zu Schanden machen."

Ein Geächze lief durch die Menge.

„Das Gerüst neigt sich," rief Einer.

„Er ist toll!" rief ein Mädchen. „Wie schade — oh, wie schade!"

„So kommt doch herab, Mark Brett, es ist die höchste Zeit!" schrieen ihm mehrere Männer zu.

Ich fühlte Interesse für den Jüngling, nicht nur wegen seines an Tollkühnheit grenzenden, entschlossenen Muthes, sondern namentlich auch, weil die Reinheit seiner Aussprache eine Bildung zu verrathen schien, wie man sie im Gebirge selten findet. Das Gerüst krachte und neigte sich, die Strebebäume wichen auseinander, und der Querbalken drohte niederzustürzen.

„Seht Euch vor, Ihr Alle!" rief ich mit einer Macht, die mich selbst überraschte. Die Menge theilte sich nach rechts und links, die Weiber kreischten und mitten in dem Geschrei und dem Getümmel brach das ganze Gerüst zusammen. Dann stürzte Alles auf die Stelle zu, wo der unglückliche Mark blutend und betäubt, aber doch noch athmend, lag. Es war kein Arzt zugegen; dafür befanden sich unter den Steinbrucharbeitern und Holzfällern einige, die sich auf Quetschungen und Knochenbrüche verstanden, und bald darauf verkündete eine rauhe Stimme: „Kein Knochen zerbrochen; nur Beulen und die Betäubung. Er wird bald wieder zu sich kommen; gebt ihm nur ein Glas Wisky und bringt ihn zu Bette."

Ein frohes Gesumme folgte dieser Erklärung und begleitete den Beschädigten, der sofort nach dem nächsten Hause, dem des Aeltesten Gorman, gebracht wurde.

Ich zog nun weitere Erkundigungen ein, und erfuhr von einem Manne, der keine geringere Persönlichkeit, als der Diakon Quail war, den ganzen Hergang des Unfalls, der den Distrikt betroffen hatte.

„Ihr seht, Fremder," sagte der Diakon, „Bergrutschen sind der Schrecken unserer Lokalität, aber der Aelteste von uns kann sich keines so schweren Schlüpfs erinnern, wie dieser ist. Wir dürfen noch von Glück sagen, daß er nicht auf die Dächer unserer Häuser herniederkam und uns wie Heuschrecken erdrückte. Aber unseren armen Nachbarn in dem Dörfchen Sweetwater ist es schlimmer ergangen."

„Sweetwater! Sweetwater ist also ein Dorf? Ich finde es nicht auf meiner Karte."

„Glaub's wohl, Fremder," fuhr der Diakon fort; „'s ist gar ein kleiner Platz, von dem man sonst nicht viel hört. Es liegt hinter dem Felsenspalt, der jetzt mit Erde und Gestein ausgefüllt ist, in einem Thälchen oder vielmehr einem Bergkessel, und es giebt keinen anderen Weg dahin, weder für Menschen noch für Vieh, als den, der jetzt durch den Rutsch verriegelt ist."

Ich begriff nun allmälig, daß der Erdrutsch ein kleines armes Dorf abgesperrt hatte, das nur von Blueville aus zugänglich war und sich jetzt mit seiner Bevölkerung der Gefahr des Verhungerns preisgegeben sah.

„Ich weiß gewiß," sagte Diakon Quail, „sie haben nicht Mais genug, um nur eine Woche, vielleicht kaum eine halbe, davon leben zu können, und zum größten Unglück mußten sie noch in voriger Woche fast alle ihre Schweine und ihr Geflügel auf den Lynchburger Markt bringen. Einige Milchkühe, die Leghennen, ein paar Schweine, ein bischen Obst und der Honig ihrer Bienenkörbe — — dies ist aller Mundvorrath, der ihnen zu Gebote steht. Sweetwater hat nur zwei Farmhöfe und nährt sich hauptsächlich von seiner Bienenzucht und vom Flachsspinnen."

Das Unglück hatte sich vor drei Tagen zugetragen, und der Diakon erzählte mir, es sei traurig, mit anzuhören, wie von Zeit zu Zeit die Glocke des kleinen Kirchleins ertöne, als wolle es Hilfe herbeirufen von der Außenwelt.

„Wir haben gethan, was wir können," fügte er bei, aber es ist unmöglich, hinüberzukommen. Will man hinanklettern, so giebt der weiche, lockere Boden unter den Füßen nach, und man riskirt, an den Steinen zerschellt oder lebendig begraben zu werden. Aus demselben Grunde kann man sich auch nicht durchbohren, selbst wenn uns statt der siebzig Spaten, die wir aufzubringen vermögen, fünfhundert zu Gebote ständen. Und was es mit den Leitern und Gerüsten ist, haben wir an dem armen Mark gesehen, der jetzt schon zum zweiten Mal mit knapper Noth sein Leben davontrug; aber es wird's Niemand mehr probiren wollen."

„Diesem Mark Brett scheint ungemein viel daran gelegen zu sein, den Bedrängten Hilfe zu bringen," sagte ich; „aus den Gefahren, denen er sich aussetzte, vermuthe ich, daß Sweetwater seine Heimath ist und daß seine Verwandten hinter der unglückseligen Schranke leben."

Der Diakon wälzte seinen Tabak nachdenklich im Munde umher. Endlich erwiderte er:

„Ich werde alt, Fremder, und habe es fast vergessen, wie es einem verliebten, jungen Menschen zu Muthe ist; aber ich erinnere mich doch noch der Zeit, in der ich ebenso gehandelt haben würde, wie Mark, wenn ich hätte mit ansehen sollen, daß das Mädchen meines Herzens in einem Käfig verhungern soll, wie es bei der armen Grata, Marks Geliebten, der Fall ist. Ich will damit freilich nicht sagen," fügte der Diakon entschuldigend bei, „daß ich mich je mit Mark hätte messen können; denn er ist ein rüstiger Jäger und kühner Kletterer, überhaupt ein Bursche so gut wie einer in Virginien, obschon er aus dem Carolinastaate kommt."

„Wenn ich nicht irre, so hat er eine gute Erziehung genossen," bemerkte ich, „und dies kommt mir doch etwas ungewöhnlich vor bei einem Jäger. Meint Ihr nicht, Mr. Quail?"

„Was dies betrifft, so ist Mark kein Jäger von Profession, sondern nur aus Liebhaberei," entgegnete der Diakon. „Er stammt aus einem guten Hause und ist der einzige Sohn des Commodore Brett, der ein schönes Gut in Carolina besaß. Der Vater wollte hoch hinaus mit dem Jungen und ließ ihn studiren; aber durch eine unglückliche Spekulation kam er um sein Vermögen, und als er im Jammer darüber starb, blieb dem Jungen nur eine geringe Hinterlassenschaft. Mark versuchte es dann mit dem Farmen und was weiß ich mit was sonst noch; er kam weit herum, und nachdem er sich eine Zeit im fernen Westen umhergetrieben, machte er die Bekanntschaft der hübschen Grata Malton, — die"

„Ich bitt' um Verzeihung," rief ich mit einem Eifer, ob dem der Diakon eigentlich erschrak, „wie habt Ihr die junge Dame genannt — Malton?"

„Ja," antwortete der Diakon. „Ist daran so etwas Besonderes?"

„Ich — ich habe eine Familie dieses Namens gekannt," entgegnete ich. „Erlaubt mir die Frage: leben Miß Malton's Eltern noch?"

„Nur die Mutter."

„Und Ihr Vater? Hieß er nicht Johann Lechmern Malton?"

„Er mag schon die fünfzehn Jahre todt sein," erwiderte der Diakon.

„Grata, sein einziges Kind, ist neunzehn oder so was."

„Er war Schulmeister in Sweetwater drüben und schrieb auch für den alten Bullbrook, den Advokaten in Wheeling, ab. Johann Lechmern? Ob dies gerade sein Name war, weiß ich nicht, aber ich denke, er unterschrieb sich J. L. Malton. Wir nannten ihn immer Mister. Er war sehr gentil für einen Britischen."

Es war mir, wie einem Menschen unter einem Sturzbade — und doch, wie angenehm die Ueberraschung.

Ich also, ich, Wilhelm Wintle, Bergbauingenieur, hatte die verlorenen Erben des Malton'schen Eigenthums aufgefunden. Allerdings war durch Zufall, wenn es in solchen Dingen einen Zufall giebt, herbeigeführt worden, was alle frühere Anstrengung vergeblich anstrebte; aber doch blieb es eine Thatsache, daß ich die nichts ahnenden Klienten von Holt und Grigglas aufgefunden.

Aufgefunden — aber wie! Hinter einer Schranke von Erde und Felsgestein, abgeschnitten vom Verkehr mit der Menschheit, in eine Bergschlucht eingeschlossen und von einem elenden Tode bedroht!

(Schluß folgt.)

Sanct Elms-Feuer.

Aus dem österreichischen Seeleben von **H. Littrow.**

(Hierzu Illustration auf Seite 12.)

(Nachdruck verboten.)

Zu den noch wenig aufgeklärten meteorologischen Erscheinungen, die den Matrosen recht unheimlich berühren, gehört das Sanct Elms-Feuer.

Es zeigt sich meistens nach heftigen Südstürmen in Form von hellleuchtenden, zitternden Flammen an den Enden der Masten und Raaen (Querstangen der Segel), nach Art der Irrlichter, die man in sumpfigen Gegenden bemerkt, ist manchmal mit einem leisen Geknister verbunden, entwickelt ein blendendes Licht ohne Wärme, dauert manchesmal stundenlang und verlischt, ohne die geringste Spur zurückzulassen. Unheimlich bleibt die Erscheinung für Jeden, der sie zum ersten Male beobachtet und in einer rabenfinsteren Sturmnacht plötzlich diese feurigen Zungen bemerkt, die das ganze Schiff geisterhaft beleuchten und ihren Widerschein auf die rollende See werfen, deren Wogen sich wie Feuerschlangen gegen das Schiff wälzen und dort in scheinbar glühenden Funken zerschellen.

Ganz im Reinen sind die Gelehrten noch nicht über die Ursache dieses Phänomens, das sich zuweilen auch am Lande an den Giebeln der Häuser, an den Spitzen der Kirchthürme, ja auch auf Grabmonumenten und Kreuzen der Friedhöfe zeigt und unter dem Namen Sanct Elms-, Sanct Helenen-, Sanct Elias-Feuer oder Hermes bekannt ist. Man schreibt es dem Ausströmen der negativen Elektrizität der oberen Luftschichten oder Wolken zu, somit dem Spitzlichte ähnlich, das mittelst Elektrisir-Maschinen erzeugt wird. Die griechische Mythe hat dieses Leuchten der Mastenspitzen Hermes-Feuer genannt und mit der Sage von Kastor und Pollux verwebt, da auf der Fahrt gegen Theseus, um ihre Schwester Helene zu befreien, sich während eines heftigen Sturmes zwei Sterne über den Häuptern der Dioskuren zeigten. Ich bin zu wenig bewandert in der Medizin, um diese Gehirnentzündung der Tyndariden, wie sie Homer als Söhne des Tyndareos und der Leda nennt, zu beurtheilen, ich weiß nur, daß sie als Schutzgötter der Schifffahrt galten, was seinen Grund wohl darin hat, daß Sanct Elms-Feuer meistens nach dem überstandenen Unwetter erscheinen, Jene somit ihre sichtbare Protektion ertheilen, wenn die Gefahr schon vorüber ist.

Wie dem auch sei, die Mythe hat sich eingeschlichen, hat sich des Phänomens bemächtigt, will einer ganz natürlichen Erscheinung eine höhere Bedeutung geben. Die mythenbildende Substanz im menschlichen Hirne, sagt David Strauß, ist die Ursache des Glaubens, und Hand in Hand mit dem Glauben wandert der Aberglaube, und gegen diesen kämpft man noch schwerer, als gegen jenen; Glaubenskriege sind fürchterlich, Kämpfe gegen Aberglauben unmöglich. Das Sanct Elms-Feuer gilt unter den Matrosen als böses Wahrzeichen, es soll Unglück bedeuten, und wenn es hundertmal ohne böse Folgen bleibt, dagegen, da es doch nur bei stürmischem Wetter vorkommt, einmal von irgend einem Unfalle, und wäre er noch so klein, begleitet ist, so gilt dieser eine Fall allein, wird hundertmal erzählt, geht von Mund zu Mund und pfropft wieder Vorurtheile, Angst, Schrecken, oder wenigstens böse Zweifel auf empfängliche Gemüther.

Daß Vorurtheile und Aberglauben sich des Seemannes leicht bemächtigen, ist eigentlich ganz erklärlich. Sobald er über die Kabotage (Küstenfahrt) hinaus ist und in die offene See gelangt, wird er auf den Himmel angewiesen. Sonne, Mond und Sterne sind nebst der Magnetnadel seine rathgebenden Freunde, seine Führer, seine Retter in der Noth. Die Verläßlichkeit dieser himmlischen Hülfe, der regelmäßige, nie gestörte Auf- und Untergang der Gestirne, die unfehlbaren astronomischen Bewegungen und Revolutionen, ja sogar die periodische Ebbe und Fluth flößen ihm ein unerschütterliches Vertrauen ein in eine höhere, wenn auch unbekannte Macht, in eine himmlische Gesetzgebung und Ordnung, die sich durch nichts irre machen läßt, die ihn niemals täuscht oder belügt. Aus der Erfahrung und aus der erprobten Zuverlässigkeit entsteht sein Glaube, sein religiöser Sinn, der, unbekümmert um die Form, doch seine Seele erfüllt. Er schwärmt nicht für die Kirche und den Klerus, ja er mag eigentlich den Letzteren nicht besonders an Bord seines Schiffes, er geht nicht oft zur Messe, nicht zur österlichen Beichte, er fastet nicht an den vorgeschriebenen Bußtagen, hingegen unfreiwillig an manchen anderen, er küßt dem Herrn Pfarrer nicht die Hand — aber er glaubt an ein höheres Wesen, an geregelte Naturkräfte, er bewundert die Wirkung und benutzt sie für die Schifffahrt, auch ohne die Ursachen zu kennen. Wo aber der Glaube Fuß gefaßt hat, sind Hoffnung und Liebe in seinem Gefolge.

„Erfüll' davon Dein Herz, so groß es ist,
Und wenn Du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie Du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen dafür!"

sagt Faust zu Gretchen, als sie ihn über seine Gefühle etwas den Puls fühlen will.

Glaube, Hoffnung und Liebe sind aber die Fundamente jeder Religiosität; sie müssen vereinigt dastehen, vereinzelt können sie nicht den Tempel tragen, den unser Herz, zum Himmel strebend, auf sie baut. Als unvermeidlich aber stellt sich das Unkraut in Mitte der üppigen Vegetation unserer Phantasie, unseres Gemüthes, unseres Herzensbedürfnisses, der Aberglaube ein. Dem unbekannten Wohlthäter, dem Himmel, werden Dinge zugeschrieben, die man eben noch nicht erklären kann; er wird zum Urheber mystischer Erscheinungen gemacht, der Glaube muthet ihm eben Alles zu, auch Wahrzeichen, weil man den Rapport der Progression nicht kennt, in der uns die Naturphänomene erscheinen, weil man allüberall etwas Uebernatürliches, Göttliches vermuthet und gerne daran glaubt. Der Regenbogen des Abends nach einem Gewitter tröstet und giebt Hoffnung für die folgende Nacht, der Hof um Sonne und Mond erfüllt mit Besorgniß, das Sanct Elms-Feuer bedeutet kommendes Unglück, und so fort in's Unendliche, wie es die Sprüchworte und Witterungsregeln der Seeleute am besten bezeugen, und die sich bei Unglücks-Prophezeiungen nur deshalb so oft bewähren, weil man eben an sie glaubt und, von diesem Glauben beeinflußt, dazu beiträgt, daß sie so oft zur Wahrheit werden. Deshalb soll der Seemann in der Wasserwüste, die er mit seinem schwimmenden Kameele durchzieht, wenn er zum Himmel aufblickt, immer der Worte gedenken:

„Lass' den Muth nicht sinken,
Wenn der Himmel grau,
Hinter trüben Wolken
Ist er wieder blau."

Ein schönes Sanct Elms-Feuer hatte die Korvette „Fasana" im Jahre 1871 auf der Höhe vor Singapore erlebt. Die italienischen und slavischen Matrosen an Bord nannten es auch gleich animo dei morti (Seelen der Todten), aber ein deutscher Matrose der Mannschaft, Grablowitz, lachte über die nach oben Glotzenden, und trug sich an, aufzuentern und es auszulöschen oder auf Deck zu bringen. Der Wachoffizier erlaubte es ihm, und als Grablowitz oben angekommen war und nach dem Feuer griff, erlosch es. Der Spaß hatte wieder den guten Humor unter die übrige Mannschaft gebracht.

Ich habe das Sanct Elms-Feuer nur zweimal in meinem Leben gesehen, einmal im griechischen Archipel zwischen den Inseln Paros und Mikony der Kykladen und einmal an der Mündung des adriatischen Meeres zwischen Korfu und Otranto, dem Kap Sancta Maria di Leuca, der Südspitze Italiens, beide Male nach heftigen Südost-Stürmen, nach anhaltendem Regen, aber beide Male ohne vorhergegangene oder unmittelbar darauffolgende Unglücksfälle. Beide Male zeigten sich die zungenförmigen hellleuchtenden Flammen an der Mastenspitze und den Nocken (Endpunkte) der Raaen des Vordermastes leicht flatternd, helles Licht über die rollende See verbreitend, und von bläulicher Farbe im Archipel, während dieselben Feuerzungen im jonischen Meere röthlich waren. Die größeren Flammen an der Luvseite (die Seite, von wo der Wind weht) erloschen sehr bald, jene in Lee (die vom Winde abgewendete Seite) dauerten über zehn Minuten, erloschen dann und kamen nach einer halben Stunde wieder zum Vorschein. Knistern vernahm Niemand von Allen, die Zeugen der Erscheinung waren. Der Kommandant wurde davon avisirt und kam rechtzeitig auf Deck; es war der damalige Fregatten-Kapitän L. Bendai, ein im Seedienste ergrauter Mann, der diese meteorologische Erscheinung schon öfter erlebt hatte und sich später im Jahre 1849 als Kommandant der österreichischen Fregatte „Venus" bei der Blockade von Venedig durch seinen ruhigen Muth und seine Geistesgegenwart auszeichnete, als die Fregatte durch den venetianischen Brander „Brulotto" in größte Gefahr gerieth. Mit scheinbarer Gleichgültigkeit betrachtete er die phantasmagorische Beleuchtung des Schiffes und der Wellen, bewunderte laut, so daß es die Mannschaft beruhigte, die vollzählig auf Deck war und stumm nach der Höhe schaute, die Lichtkraft, und nannte es: un belissimo fuoco di Sanct Elmo, erzählte, daß er schon viele solcher erlebt hatte, suchte mit einem Worte den Eindruck abzuschwächen, den unbezweifelt diese Lichterscheinung auf die Matrosen gemacht hatte, da er das alte Vorurtheil der Seeleute kannte, die im Sanct Elms-Feuer den Vorboten eines Unglückes sehen. Uns jungen Leuten wollte er es durch Phosphoresciren erklären, was wir schweigend hinnahmen, ohne eben davon überzeugt zu sein.

Später, als das Feuer verschwunden war, gestand er uns doch, daß auch er diese Sanct Elms-Feuer hasse, weil die meisten Menschen sie für böse Vorzeichen halten, und erzählte einige Fälle, wo wirklich Unglücksfälle mit ihnen in Verbindung waren, und deshalb mehr oder minder auf den gemeinen Mann einen großen Eindruck machen und oft die lustigste Gesellschaft verstimmen. Das Lächeln, mit dem er über dieses Vorurtheil sprach, war eben kein aufrichtiges, kein herzliches, und man merkte es deutlich, daß auch er nicht ganz frei war von dem Aberglauben, obwohl er sicher „Nathan's" Worte über denselben nicht gelesen hatte*).

Nach einer Weile zogen sich allmälig die Alarmirten wieder in ihre Hängematten und

---

*) „Der Aberglaube, in dem wir aufgewachsen,
Verliert auch, wenn wir ihn erkennen, darum
Doch seine Macht nicht über uns. Es sind
Nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten."

Kojen zurück, wir jüngeren Leute des Stabes der Fregatte blieben auf Deck und sprachen noch viel über Sanct Elms-Feuer und wie man sie als böses Omen mit Unglücksfällen in Zusammenhang bringen kann.

„Da wird man vergebens ankämpfen," meinte der damalige Linienschiffs-Fähnrich Fautz (Fautz, der als Vize-Admiral im Jahre 1879 in Wien gestorben ist und zu den tüchtigsten Seeoffizieren der österreichischen Kriegsmarine zählte). „Vorurtheile und Aberglauben lassen sich nicht logarithmisch stellen, so daß die Unbekannten als Exponent oder Koefficient in der Gleichung vorkommen, sie zählen zu den Idiosynkrasien, für die es keine Logik, gegen die es keine Medizin giebt; wer diese Empfindungseigenheit eben besitzt, der schleppt sie mit herum durch's ganze Leben, und die schlagendsten Gegenbeweise werden ihn nicht überzeugen, nicht einmal Stockprügel. Ich kann das behaupten, weil ich einen solchen Fall erlebt habe und zwar gerade mit Sanct Elms-Feuer. Es bringt wirklich Unglück, wenn man daran glaubt, sich der Impression hingiebt, sich ungeschickt benimmt, weil die freie Aktion des Vertrauens fehlt und man so gewissermaßen unter einer Pression arbeitet, Alles mit Befangenheit angreift, bis uns endlich etwas Unangenehmes passirt, das man dem Fatalismus in die Schuhe schiebt, statt es unserer eigenen Befangenheit zuzuschreiben. Wer den Freitag für einen Unglückstag hält, beginnt jede Arbeit wider Willen und begeht sicher irgend eine Ungeschicklichkeit, die ihm am Donnerstage oder Sonntage nicht zugestoßen wäre, weil er frohen Muthes, mit Selbstvertrauen, heiter an die Arbeit ging. Ein Bild, das plötzlich in Folge eines locker gewordenen Nagels von der Wand fällt, bedeutet Verdruß, ja sogar Unglück, wenn das Bild ein Porträt ist. Trifft sich's, daß es das Porträt einer lebenden Person ist, so wartet man, bis dieser etwas Unangenehmes passirt ist; ist es das Porträt eines Verstorbenen, so geschieht ihm wahrscheinlich im Jenseits etwas Unangenehmes. Dreizehn bei Tische bringt irgend Einem der ominösen Zahl Unglück, und wer in diesem Aberglauben lebt, wird nicht müde, die Mitglieder jener Gesellschaft zu überwachen, bis sich endlich Einer wenigstens in den Finger schneidet, um, sei es auch nach Monaten, diesen Unfall in Rechnung zu bringen.

In unserer Erziehung liegt auch viel Schuld, daß wir mit Vorurtheilen und Aberglauben zu kämpfen haben, und eine Gouvernante oder Kindsfrau, die beim Salzverschütten aufschreit und ihren Zögling erschreckt, sollte man wie Lot's Weib in eine Salzsäule verwandeln oder wenigstens aus dem Hause geben.

Dazu kommen noch unsere Schicksals-Tragödien „Der Müller und sein Kind" von Raupach, „Der neunundzwanzigste Februar" und die „Schuld" von Adolf Müllner und viele ähnliche, in welch' letzterem traurigen Trauerspiele das Reißen einer Harfensaite gleich zu Anfang unheimlich stimmen soll, und als Trost für die Unerklärbarkeit unseres Aberglaubens zuletzt die Worte feierlich erklingen:

„Das Wie allein ist uns hier klar,
Das Warum wird erst offenbar
Dort, wo die Todten auferstehn."

Schauerlich, aber dumm! Dazu kommt dann noch das kleine Lottospiel und die Anleitung dazu durch Traumbücher. „Mein Liebchen, was willst Du noch mehr?" Und dann wundert man sich, wenn das Sanct Elms-Feuer in einer finsteren Sturmnacht zur See einen unheimlichen Eindruck macht und böse Folgen haben kann."

Und er erzählte:

„Es war in der halbvergangenen Zeit, wo noch der sogenannte „Haslinger" blühte, der Stock zu Wasser und zu Land regierte, wo die Disziplin eine stramme, nach Knute duftende war, wo der Gehorsam noch blind sein mußte, obwohl schon damals ein alter Marschall zu sagen pflegte: „Der sehende Gehorsam ist mir lieber, als der blinde." Es war aufgeklärt und kühn von ihm, so etwas auszusprechen, er hatte aber gut reden, es blieb doch beim Alten, und kein Seelenarzt wagte es, dem blinden Gehorsame den Staar zu stechen und den Stock aus der pharmacopoea militaris et navalis zu streichen, im Gegentheile, er galt für heilsam, für unentbehrlich und für ein Universalmittel.



Sanct Elms-Feuer. (S. 11.)

Der österreichische Kriegsschooner „Arethusa" war auf Kreuzung im türkischen Archipel. Der Kommandant war damals der ausgezeichnete Marine-Offizier J. Bua, derselbe, der später an Bord des Dampfers „Marianna" im schwarzen Meere durch seine Kaltblütigkeit das Schiff gerettet hat, an dessen Bord sich Erzherzog Johann befand, und das an der Mündung des Bosporus im Schwarzen Meere sicher Schiffbruch gelitten hätte, wenn nicht der Artillerie-Oberst Libert von Paradis als Maschinen-Ingenieur und der verstorbene Torpedo-Erfinder J. Luppis als seetüchtiger Offizier den Kommandanten thatkräftig unterstützt hätten. Bua war ein wortkarger Mann, wenn aber seine mächtige Baßstimme erdröhnte, genügte sein Kommando, um jeden Befehl pünktlich vollzogen zu sehen. (Er starb als Kommodore im Jahre 1854.)

Wir waren auf Kreuzung im Februar gegen Ende des Winters, der in jenen südlichen Gewässern die tollste Wuth bei seinem Abschiede, beim Uebergange zum Frühlinge, entwickelt. Kurze Tage, deren spärliches Licht im trüben Himmel noch verkürzt, die Sonne gleichsam früher unter- und später aufgehen macht und so die unheimliche Finsterniß verlängert, folgten auf stürmische Nächte, und der angestrengte Borddienst ermüdete Offiziere und Mannschaft. Es hatte tagelang aus Süd-Ost geweht; die schweren Wolken trieben im Sturmschritte am grauen Himmel und die See rollte in mächtigen Wogen. Zeitweise gingen Hagel- und Regenböen nieder, und wenn sich zuweilen auch für Minuten ein blaues Fleckchen, eine Blinke, wie der Seemann eine kleine, heitere Stelle am Wolkenhimmel nennt, zu zeigen wagte, so beleuchtete der Lichtstrahl nur noch greller die grünliche aufgewühlte See mit den weißen Schaumrändern, die sich überstürzten oder vom Winde wie in Fransen abgetrennt und in Wellenstaub aufgelöst wurden. Es war bei Sonnenuntergang, als der Wind dermaßen an Kraft zunahm, daß man noch ein Reef in die Segel einstechen, sie noch verkürzen mußte, um die Masten nicht zu gefährden, deren Geächze bei jedem Windstoße schon recht drohend wurde. Bei diesem allerdings schwierigen Manöver stürzten zwei Mann aus den Nocken (Endspitzen) der Vormars-Raa hinunter in die brausende See.

Es dunkelte bereits.

Das Schiff hatte scharfe Fahrt — die See ging hoch — und obwohl man beim ersten Rufe: „Mann über Bord" die Rettungs-Boyen ausgeworfen hatte, war an eine Hülfe nicht zu denken, da man bei dem heftigen Seegange kein Boot aussenden und das Leben der Ruderer aufs Spiel setzen durfte, dort, wo gar keine Wahrscheinlichkeit auf Rettung vorhanden war.

Todtenstille herrschte nach der ersten wilden Bewegung an Bord. Von den Verunglückten war auch nicht die geringste Spur zu sehen, sie mußten bei dem Sturze aus solcher Höhe und bei der heftigen Wellenbewegung gleich ertrunken sein. Beide waren auch, wie man dann später erfuhr, keine Schwimmer, was in solchen Fällen das Leiden und den Todeskampf abkürzt. Der Wachtoffizier ertheilte, nachdem das Segelmanöver beendet und die Mannschaft von den Masten auf Deck gekommen war, den Befehl, die Schiffsglocke zu läuten. Jedermann nahm seine Mütze ab und der Bootsmann sprach laut ein Gebet für die Verunglückten.

Und wieder wurde es still an Bord, der Wind nur heulte in Stößen durch das Tau- und Takelwerk und die See brüllte den Baß dazu.

Der Kommandant und ein großer Theil der wachfreien Mannschaft war wieder zur Ruhe gegangen und auch der Sturm schien sich legen zu wollen. Gruppenweise kauerten noch Einige beisammen und besprachen den eben erlebten traurigen Fall. Da leuchtete plötzlich Sanct Elms-Feuer von allen Enden der Masten und Raaen. Es war ein schauerlich schöner Anblick: die grellbeleuchtete See in nächster



Feldblumen. (Mit Text auf Seite 16.)

Nähe, die Masten und Segel, die sich roth markirt von dem dunklen Hintergrunde abhoben und zugleich die tiefste Finsterniß auf geringe Entfernung. Bis auf zwei Flammen an dem Fock=Raa, wo das Unglück geschehen war, erloschen die anderen sehr bald, diese zwei aber leuchteten durch zehn Minuten ununterbrochen.

„Le anime dei nostri morti, che non abbiamo salvati“ (die Seelen unserer Todten, die wir nicht gerettet haben), sagte ein Italiener der Mannschaft, nahm seine Bordmütze ab und bekreuzigte sich, was gleich auch Andere thaten.

„Dummheiten!“ rief der wachthabende Offizier, der die Worte vernommen und das Bekreuzigen bemerkt hatte. „Sanct Elms=Feuer, weiter nichts.“

Im selben Momente dröhnte aber eine wilde Böe (Windstoß) durch die Masten und legte das Schiff ganz auf Backbord (links) über.

„An die Fallen und Geitaue,“ tönte das Kommando des Wachtoffiziers und die Segel sanken langsam herab, flatterten im Winde, aber das gekrängte (überhängende) Schiff richtete sich wieder auf. In Lee war das Land nahe — man mußte Segel pressen*), um frei davon vorbeizukommen, um es frei zu laufen, wie man in der Schiffersprache sagt — noch ein Reef mußte in das Vormarssegel eingestochen und das gereefte Focksegel beigesetzt werden, um das Schiff so scharf wie möglich an den Wind zu legen. Das Kommando für dieses Manöver ertönte, aber noch flackerte an den Raaen das Sanct Elms=Feuer, obwohl schon unsicher und dem Erlöschen nahe, und Niemand von der Mannschaft wagte es, aufzuentern. Der Wachtoffizier wiederholte das Kommando — Niemand rührte sich. Da erschien der Kommandant auf Deck, der den Windstoß in seiner Kajüte gefühlt und die Wiederholung des Befehls zum Reefen gehört hatte.

„Wir sind auf Lagerwall**),“ sagte er leise, aber sehr accentuirt zum Wachtoffizier, „das Schiff ist in Gefahr, wenn wir nicht anluven.“

„Die Mannschaft versagt, aufzuentern,“ antwortete der Offizier leise, „sie scheut vor dem Sanct Elms=Feuer.“

„Das wollen wir doch sehen,“ entgegnete der Kommandant und begab sich schnell nach vorne, wo die Mannschaft dicht beisammen stand.

„Alle Mann auf Deck!“ ertönte das Kommando mit seiner kräftigen Stimme, die auch ohne Sprachrohr sehr vernehmbar war und wie Donner die Luft erschütterte.

Aus den Luken krochen alle Offiziere, Kadetten und die Mannschaft hervor, da nur wenige, als vom Sanct Elms=Feuer die Rede war, das Verdeck verlassen hatten.

„Was steht Ihr denn da beisammen wie die Schafe in der Hitze?“ redete er die Mannschaft an, die sich dicht um ihn drängte; „Euch schreckt das dumme Sanct Elms=Feuer, das ich in meinem Leben schon hundertmal gesehen habe, es bringt kein Unglück, wenn man arbeitet und sich nicht wie Kinder davor fürchtet. Der Erste, der aufentert, bekommt als Prämie zehn Maria=Theresien=Thaler, jeder Folgende fünf; also vorwärts, wir müssen reefen, sonst sind wir verloren, hier im Lee ist Land, eine Felsenküste noch dazu, also merkt auf das Kommando.“

Mit wenigen Schritten war er trotz der heftigen Bewegung des Schiffes an der Kommando=Treppe, nahm dem Wachtoffiziere das Sprachrohr aus der Hand und beorderte diesen nach vorne.

„Reef in das Vormarssegel!“ donnerte seine Stimme.

Auf dem Verdecke eilten Einige an das Manöver, an die Fallen, Braffen, Reeftaljen. Alles blieb todtenstill.

Der Kommandant ließ einige Augenblicke verstreichen, ehe er das Kommando gab.

„Entert auf!“ tönte es wieder durch das Sprachrohr. Nur einige Sekunden verstrichen und der erste Marsgast kletterte behend die Wanten hinauf, gleich darauf folgten ihm Alle, die durch die Segelrolle*) im Borddienste dazu bestimmt waren. Beinahe im selben Momente flackerte das Sanct Elms=Feuer an den Raaen noch einmal lebhaft und erlosch gleich darauf.

Schnell war die allerdings schwierige Arbeit beendet, schon kamen die Leute auf Deck herab, ohne daß sich der geringste Unfall ereignet hätte; der Wachtoffizier notirte auf Befehl des Kommandanten die Namen Aller, die sich an der Arbeit auf den Raaen betheiligt hatten. Vormarssegel und Focksegel waren gereeft.

„An die Fallen und Braffen,“ rief der Kommandant, sichtlich zufrieden über das gelungene Manöver. Bald war Alles in Ordnung, auch das Focksegel beigesetzt, ein Reef in dem Besatze ausgestochen, und das Schiff legte sich, soweit es der hohe Seegang erlaubte, hart an den Wind; nach einer halben Stunde war das Land doublirt und der Schooner im freien Fahrwasser lief mit günstigem Winde.

Der Kommandant ließ sich vom Wachtoffiziere die Liste der Mannschaft geben, die sich am Reefen betheiligt hatte, begab sich in seine Kajüte, zählte die Namen und holte die entsprechende Anzahl Thaler aus seiner Kasse. Als er mit dem gefüllten Säckchen das Verdeck wieder betrat, lief das Schiff mit günstigem Winde in mäßig bewegter See, weit vom nahen Lande gedeckt; die Wolken hatten sich zertheilt, der Mond beleuchtete zeitweise mit seinem vollen Glanze das Verdeck und die noch immer tief gereeften Segel.

„Lassen Sie die Mannschaft antreten,“ sagte er zum Wachtoffiziere, während er den klirrenden Geldsack auf das Gangspill (Ankerwinde) stellte. Der Befehl wurde flink befolgt, das Bootsmann=Pfeifchen schrillte „silentium“ und der Kommandant trat vor die Mitte der beiden Reihen, die sich an Steuer= und Backbord (rechts und links) aufgestellt hatten.

„Wir haben,“ begann er mit lauter, fester Stimme, „heute Nachts viel Trauriges erlebt, wir haben zwei brave Mann verloren, aber ohne unsere Schuld, Niemanden trifft ein Vorwurf, sie konnten nicht mehr gerettet werden, ohne alle Uebrigen zu opfern; wir haben für sie gebetet, wie es gute Kameraden thun. Gott helfe ihnen im Jenseits. Wir haben ein Sanct Elms=Feuer gesehen, haben uns aber auch überzeugt, daß es kein Unglück bringt, wenn man sich nicht fürchtet, wie alte Weiber, und muthig arbeitet.“

Hier wechselte der Redner nach einer kleinen Pause den Ton seiner kräftigen Stimme und nahm sie um einige Noten tiefer und accentuirte die Worte schärfer.

„Ich habe aber auch eine Rebellion, eine Emeute, das schwerste Subordinations=Verbrechen, an Bord erlebt, ich habe Euch wie Kindern eine Belohnung versprochen, Geld, um Eure Furcht zu besiegen. Hier ist es,“ sagte er, indem er das Geldsäckchen mit den blanken Thalern auf dem mit Messing beschlagenen Kopf des Gangspills klirren machte, „Ihr wißt, ich halte mein Wort! Der Schiffsprofoß wird Euch auszahlen; Herr Wachtoffizier, lassen Sie vier Laternen anzünden, die Bank auf Deck bringen und beordern Sie zwei Korporäle zur Exekution.“

Im Nu war Alles befolgt und kein Laut war vernehmbar. Vier Bordlaternen beleuchteten nebst dem Monde die „National=Bank“, wie man sie an Bord zu nennen pflegte, auf der die Auszahlungen angewiesen wurden; zu beiden Seiten standen die Bankdirektoren, zwei Korporäle, die als Liktoren statt der Fasces ein Bündel Haslinger bei sich hatten.

„Herr Wachtoffizier,“ sagte der Kommandant, „rufen Sie laut die Namen Jener, die das versprochene Prämium zu bekommen haben, sie sollen vor die Front treten.“

Sie wurden verlesen und traten aus den Reihen der Uebrigen.

„Geld mußte man Euch versprechen,“ donnerte der Kommandant den ersten Marsgast an und schritt dann langsam, aber knapp vor jeden der Andern hin, „Geld, um Eure Schuldigkeit zu thun, im Augenblicke, wo das Schiff in Gefahr schwebte. Ihr sollt es haben, aber noch etwas mehr, als ich Euch versprochen. Auf die Bank,“ rief er dem Ersten zu, „Profoß, 25 Stockstreiche!“

Der Mann legte sich auf die Bank, nachdem er, wie es damals üblich war, seine Bordmütze abgenommen und das Gesicht darauf gelegt hatte, die Korporäle traten vor und auf das gegebene Zeichen des Bordprofoßen schwirrten die 25 laut gezählten Streiche durch die Luft und trafen das Opfer. Als sich der Bestrafte nach dem letzten Streiche von der Bank erhob, vor den Kommandanten hintrat, um sich vorschriftsmäßig für die „erhaltene wohlverdiente Strafe“ zu bedanken, zählte ihm dieser die versprochenen Thaler auf das Gangspill, und befahl ihm, sie zu nehmen. Diesem Marsgaste, der durch sein böses Beispiel der am meisten Schuldige war, folgten die Anderen auf die Bank, erhielten jeder 15 Stockstreiche und das versprochene Geld.

Es dämmerte bereits im Osten, als das Strafgericht beendet, die Bank weggetragen und die Mannschaft wieder aus Reih' und Glied an ihre gewöhnliche Tagesbeschäftigung gerufen war. Der Kommandant zog sich in seine Kajüte zurück. Am Vordertheile des Schiffes versammelte sich die Mannschaft — Einige zündeten sich ihr Morgenpfeifchen an — Andere konversirten noch leise unter dem Eindrucke des Erlebten. Das allmälig zunehmende Tageslicht verscheuchte die Bilder der vergangenen Nacht.

„Das verwünschte Sanct Elms=Feuer,“ sagte einer der Matrosen etwas lauter, „ich werde es mir merken, ich habe es zum erstenmale erlebt, aber der Kommandant hat Recht, es bedeutet doch kein Unglück, das ist Weibergeschwätz; nichts ist uns geschehen, nachdem es geleuchtet hat wie Fackeln, und in einer Stunde sind wir vor Anker im Hafen.“

„So,“ meinte ein Anderer, einer der stark Betheiligten bei dem Argumentum ad hominem „es bedeutet kein Unglück? Und was sind denn die Stockprügel? Nein, nein, ich bleibe dabei, Sanct Elms=Feuer bringt immer Unglück.“

Das alte Vorurtheil war also doch nicht erschüttert, weder a priori noch a posteriori.

Was ist's?

(Nachdruck verboten.)

Die Tage der Kindheit fallen mir ein: Mütterchen sitzt mit mir im Walde auf der Moosbank, vor welcher mein Spielplatz ist an jedem lichten Sommertag.

Der Sonnenschein fällt durch's Laubdach und zwischen den hohen Stämmen hindurch schimmert es weißlich. Mein Kinderauge blickt lange dorthin in die helle Ferne, mein Kindes=

---

*) Segel pressen, so viele als das Schiff tragen kann, beisetzen.

**) Land unter dem Winde.

*) Rolle heißt die Vertheilung der Mannschaft bei den verschiedenen Arbeiten, wie Gefechts-, Feuer-, Anker-Rolle.

herz fängt an sich zu regen und mein junger Mund fragt neugierig:

„Mütterchen, was ist dort drüben hinter den Bäumen?“

Mütterchen lächelt ein wenig und dann erzählt sie mir von dem Schloß mit Blumenterrassen und Springbrunnen, das hinter dem Walde liegt. — Ich bin befriedigt für diesen Tag; aber in der Nacht kann ich nicht schlafen, ich denke immer an das Schloß, ich träume von ihm, ich habe keine Ruhe, ich möchte es so gerne, gerne sehen.

Und eines Tages gehen wir hin, die Gute und ich, und schauen es an in all' seiner Herrlichkeit, die meine jungen Sinne ganz gefangen nimmt, mein kleines Herz für Tage und Wochen mit köstlichen bunten Gebilden erfüllt.

Aber hinter dem Schlosse lag ein Berg — und wie die Zeit vergeht, denke ich mehr an den Berg, als an das Schloß, und endlich fasse ich mir ein Herz und frage die gute Mutter:

„Was mag wohl dort über jenem Berge hinter dem Schlosse liegen?“

Sie streichelt mein Haar und erwidert ernster, als ich sie gewöhnlich sehe: „Dort liegt das Meer, mein Kind.“

Wie gut Mütterchen ist! Als ich sie so innig darum bitte, geht sie mit mir bis zu dem Berge und weiter, bis über den Berg, — und ich schaue das Meer in seiner Unendlichkeit. Lange erfreut mich das Spiel der Wellen, lange denke ich an nichts als den unabsehbaren Spiegel, der blau und schimmernd vor mir liegt. Doch als mein Auge weiter schweift, weiter und weiter, als es immer nichts sieht, als Wellen und Himmel, Himmel und Wellen, da beginnt mein Herz zu pochen: eng an mein Mütterlein geschmiegt, frage ich schüchtern: „Was ist dort, wo der Himmel heruntergeht und Alles grau erscheint?“

„Dort sind immer noch Wellen, mein Kind, immer mehr Wellen und Wasser.“

„Nur Wellen und Wasser, Mütterchen? Aber wenn die Wellen aufhören und das Wasser, was liegt dann hinter ihnen?“

Ich begreife es nicht, warum die Mutter wieder so gar ernst aussieht; ich bin schier erstaunt über die Zärtlichkeit mit welcher sie mich plötzlich an ihre Brust drückt; und ich frage mich bange, warum denn Thränen aus ihren Augen auf meine Stirne fallen?

Dann ist sie freundlich und lieb wie immer. Sie weiß stets Antwort auf alle meine Fragen. Sie erzählt mir von den fremden Ländern, die hinter den Wellen, weit, weit über dem Meere liegen. Wie die goldenen Märchen an mein Ohr klingen! Sie locken und locken. —

Die Zeit verrinnt — die Jahre vergehen. — Mütterchen bittet und weint; ich selber werde traurig und weine, aber ich schüttle das Haupt: „Meine gute, liebe Mutter, ich muß schauen, was hinter dem Meere liegt.“ —

Sie kommt wieder mit mir bis zu dem Schloß, bis an den Berg und darüber hin, aber weiter kommt sie nicht. Ihre treuen Augen sind trocken, nur ihr Tuch ist naß. Sie läßt es im Winde flattern — ich wende das Angesicht mit meinen Thränen — da bin ich fort, weit fort. — —

Ich schaue die Länder, die fremden, über dem Meere. Ich schaue einen neuen Wald und hinter dem Walde ein neues Schloß — hinter dem Schlosse einen neuen Berg und hinter dem Berge ein neues Meer. Wälder und Schlösser, Berge und Meere, sie tauchen auf, immer neu wechselnd, — eines größer, schöner als das andere; — aber immer frage ich wieder: Was mag dahinter liegen? —

Nun bin ich heimgekehrt zur Moosbank im Walde. Wieder fällt der Sonnenschein durch's Laubdach, wieder schimmert es weißlich zwischen den Stämmen. —

Das treue Herz, an dem mein Kindeshaupt geruht, das Ohr, das willig jeder Kinderfrage lauschte, sie hören mich nicht mehr. —

Der Mann mit grauem Haar, der heute noch einmal den Blick hinaus in die leuchtende Ferne schickt, er weiß es wohl: Hinter dem Walde liegt das Schloß, hinter dem Schlosse der Berg, über dem Berge das Meer und weiter drüben die fremden Länder, und dennoch — pocht immer noch die alte Kinderfrage an sein welterprobtes Herz, — und dennoch fragt er sehnsüchtiger denn je immer noch die Theure, die ihn nicht mehr hört: „Mütterchen, was ist dort drüben hinter den Bäumen?“

Unser täglich Brod gieb uns heute!

(Nachdruck verboten.)

Nur zu oft kommt diese Bitte gedankenlos über unsere Lippen, und doch, wie bedeutungsvoll ist gerade sie und welch' eine Welt voller Qualen und Schmerzen birgt sich hinter den einfachen Worten.

O Gott, der volle Kampf um das Dasein mit seiner ganzen Misere liegt in der Bitte, die uns der Welterlöser vorgesprochen! Wozu arbeitet, schafft, strebt der größte Theil der Menschheit? Doch nur um des lieben „täglichen Brodes“ willen, welches mit der Zeit den sich immer mehr erhöhenden Ansprüchen gegenüber freilich zu einem recht relativen Begriff geworden.

„Er hat sein Brod,“ sagen wir eben so gut von dem einfachen Arbeiter, wie von dem hochgestellten Beamten. Und doch unterscheidet sich das „Brod“ des Ersteren auf das Erheblichste von dem des Letzteren. Beide aber bitten sie nach wie vor, ehe sich Abends ihre Augen zum erquickenden Schlafe schließen: „Unser täglich Brod gieb uns heute!“

Freilich, der Eine denkt, dabei an das kleine Stübchen, das er mit Weib und Kind theilt. Trotz der schmucklosen Mobilien darin erscheint es ihm als der Inbegriff aller Traulichkeit, und das geringfügige Hab und Gut sich auch erhalten zu können, ist sein höchster Wunsch, und dazu gehört doch, daß er „in Arbeit“ bleibt, „im Brod“, wie sauer es manchmal auch gebacken ist.

An wie viel andere Dinge denkt aber der vornehme Mann, wenn er in seinem Gebet zu der Bitte kommt: „Unser täglich Brod gieb uns heute!“

Glanz, Ueberfluß und der raffinirteste Luxus umgeben ihn. Man verlangt, daß er seine Stellung repräsentirt, er „muß“ kostspielige Feste geben: Dejeuners, Diners, Soupers. Wenn sich nun seine Einkünfte auch nach Tausenden berechnen lassen, so wollen diese Tausende doch nur zu oft nicht reichen und schon sieht er mit Schrecken, wie seine Schulden sich mehren. Diese allein stehen ihm wohl als grauses Schreckgespenst vor der Seele, wenn seine Lippen flüstern: „Unser täglich Brod gieb uns heute!“

Ach, aber es giebt auch Menschen, die mit dem „Brod“ in der Bitte auch wirklich nur „das Brod“ meinen. O, und gerade in den großen Städten, wo Luxus und Reichthum zu Hause, sind solche Enterbten des Glückes am zahlreichsten zu finden.

Seht Ihr jene bleiche, schwankende Gestalt, die sich mit niedergeschlagenen Augen an den Häusern entlang schleicht? Sie hat einst bessere Tage gesehen. Aber als die Noth an ihre Thüre pochte, war sie zu stolz zum Betteln. Sie darbte lieber und kargte, selbst mit der nothwendigsten Nahrung. Vor einigen Tagen kündigte man ihr auch noch die Arbeit. Der Hauswirth erfuhr davon, und da er jetzt gar keine Aussicht zu haben glaubte, den restirenden Miethszins zu erhalten, warf er die arme, kränkelnde alte Jungfer einfach aus der Wohnung hinaus.

Da stand sie nun draußen in der bitteren Winterkälte — allein, ganz allein. Sie hatte heute noch nichts genossen und Hunger und Frost quälten sie gleich schwer.

Wohin nun, wohin?

Sie wußte es nicht. Planlos, ziellos eilte sie durch die prachtvollen Straßen der großen Stadt. Aber nicht einmal in den Sinn kam es ihr, einen der Vorübergehenden anzusprechen und ihn um eine kleine Gabe zu bitten.

Betteln — sie sollte betteln?!

Nein — und tausendmal nein, das konnte sie den Eltern im Grabe nicht anthun, die so geachtet dagestanden.

Den Eltern? Ach, sie ruhten lange da draußen vor dem Thore unter dem Rasen. Aber jetzt wollte sie zu ihnen — wohin denn auch sonst gehörte die Einsame, als an die Ruhestatt derer, die ihre Geburt einst mit so viel Jubel begrüßt?

Wie sie dann aber in Schnee und Eis zwischen den Gräbern kniete, betete sie inbrünstig, und als sie bis zu der Bitte kam: „Unser täglich Brod gieb uns heute!“ da hoben sich die armen, alten Augen flehend zum Himmel und immer, immer wieder flüsterte der eingesunkene Mund: „Ja, das tägliche Brod — nur ein Dach über dem Kopf und eine warme Suppe.“

Es rauschte in den mächtigen Trauerweiden und der Unglücklichen klang es wie „Amen“ heraus. Sie lächelte hoffnungsvoll, aber ihr Kopf sank ermüdet auf die Brust.

„Unser täglich Brod,“ lallte sie noch einmal, dann sank das müde Haupt an das Grab der Mutter. Sie war eingeschlafen.

Am nächsten Tage aber brachten die Zeitungen unter den Polizeiberichten die geschäftsmäßige Nachricht, daß auf dem Kirchhof von St. Georgen eine alte, unbekannte Frauensperson „erfroren“ vorgefunden worden sei.

Frühlingsnahen.

Wenn auf Bergeshöh' die Fichte
Wieder grün hernieder schaut,
Wenn im hellen Sonnenlichte
Eis'ger Erde Frost aufthaut:
Dann, o dann der Frühling ziehet
Lind in's Menschenherze ein;
Lieb' und Leben wieder blühet,
Sorg' und Leiden schlafen ein.

Zag' d'rum nicht in schweren Stunden,
Wenn Dein Herz in Eis gehüllt;
Ist der Winter überwunden,
Lenz nun bald Dein Sehnen stillt.
Laß die Hoffnung Dich beleben,
Trag' mit Kraft Dein Lebenskreuz,
Balde wird ein Glöcklein beben:
„Frühling naht mit seinem Reiz.“

O. Kirchner.

Buntes Allerlei.

Mitternachtssonne. (Zu unserem Bilde auf Seite 9.) In höheren Breitengraden, wo alle Vegetation fast gänzlich aufhört, nur Moos und Flechtengewächse ein kümmerliches Dasein fristen, tritt im Juni und Juli eine Periode ein, wo es beständig Tag ist und man noch um Mitternacht die Sonne am Himmel sieht. Diese Zeit wird von den Bewohnern dieser unwirthlichen Gegenden zu gegenseitigen Besuchen, zum Anknüpfen von Handelsbeziehungen, Heranschaffung von Vorräthen für die monatlichen Nächte benutzt in denen nur hin und wieder ein Nordlicht durch seine eigenthümlichen Strahlen die Finsterniß erhellt.

Ein modernes Zeugniß. Anna Klementine Putzer aus Tanzhausen hat ein Jahr weniger elf Monate bei mir im Dienste gestanden und sich während dieser Zeit: fleißig — an der Hausthüre, genügsam — in der Arbeit, sorgsam — für sich selbst, geschwind — im Ausreden, freundlich — gegen Mannspersonen, treu — ihren Liebhabern, und ehrlich — wenn alles verschlossen, gezeigt. Poetsch, Partikulier und Stadtrath.

Unnöthig. Ein paar Jungen prügelten sich; der Eine lag unten, der Andere oben d'rauf. Die Mutter des Untenliegenden rief aus dem Fenster dem Gegner ihres Sohnes drohend zu: „Warte, Junge, ich will Dir helfen!" — „Bleiben Sie oben, Madamchen, ich werde schon mit'n alleine fertig."

Profitables Geschäft. Ein baierischer Bierwirth behauptete, daß er an jedem Maß Bier dreißig Pfennige profitire. Da aber das Maß nur dreißig Pfennige kostete, so frugen die Gäste erstaunt, wie das möglich sei. „Ganz einfach," entgegnete der Wirth, „fünf Pfennig hab' ich vom Bräu, um fünf Pfennig sind meine Krüge zu klein gemacht, um fünf Pfennig schütte ich Wasser ein, um fünf Pfennig schenk ich zu schlecht ein, um fünf Pfennig trink ich selber mit und um fünf Pfennig läßt Jeder gern stehen, der mein Bier trinkt. Macht in Summa Summarum dreißig Pfennige."

Monolog eines Schauspielers. Borgen ist das Urgesetz der Natur! Der Fluß borgt von den Bächen, das Meer borgt von den Flüssen! Die Wolken borgen von der Luft und die Erde borgt von den Wolken! Der Mond borgt sein Licht von der Sonne und die Nacht borgt ihr Licht vom Mond. Der erste Mann ist aus der Erde und das erste Weib aus der Rippe des ersten Mannes geborgt. So beruht die ganze Natur auf wechselseitigen Kredit! Warum sollte also der Mensch, das Ebenbild Gottes, nicht den Kredit in Anspruch nehmen? Und wenn der gewaltige Ozean sich nicht schämt, von mächtigen Flüssen zu borgen, warum sollte ein magerer Schauspieler nicht von einem dicken Gastwirth borgen? Und wenn der lichtarme Mond niemals das erborgte Licht zurückzahlt, warum sollte ein armer Schauspieler das erborgte Geld zurückzahlen, das wäre gegen alle Naturgesetze — das wäre unnatürlich, widersinnig, gottlos! Was thut aber der Strom, wenn er zu viel von Flüssen und Bächen geborgt hat? . . . . Er reißt aus! Heilige Natur, Du giebst mir den Wink; ich will es machen wie der Strom: „Ich will ausreißen!"

Charade.

Mein Erstes bringt der Winter mit,
Wie sich die Knaben freuen!
Nahst du mit allzu raschem Schritt,
Kann dich's gar leicht gereuen.

Zwar es verliert mein Zweites sich
In ungeheure Ferne;
Doch zage nicht, es leiten dich
Magneten und die Sterne.

Das Ganze, Freund, ist fern von dir
Wohl viele, viele Meilen;
Du würdest ungern, glaub' es mir,
In seiner Nähe weilen.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Logogriph.

Ruhig schläfst du wohl auf Fünfen,
Wenn du schuldlos bist und Vier;
Wenn dich bitt're Drei nicht drücket,
Engel schweben über dir.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Consequenz.



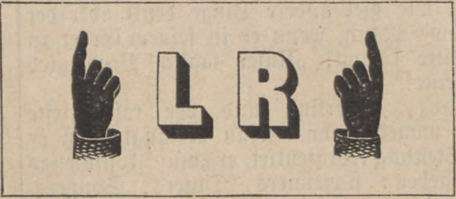
Mann: „Ich finde es höchst unpassend, daß sich unsere Tochter jedesmal umschaut, wenn der junge Nachbar aus der Thür tritt."

Frau: „Lieber Freund, Du weißt doch auch rein gar nicht mehr, was Du willst, denn wie oft sagst Du, es werde Zeit, daß sich das Mädchen nach einem Manne umsähe, und nun, wo sie es thut, ist es Dir wieder nicht recht."

Aus der Schule. Lehrer: „Wie viel Stände giebt es? Sag' es 'mal, Wurzelmann." — Wurzelmann: „Erstens: den Lehrstand, zweitens: den Wehrstand —" Lehrer: „Nun, drittens den —" Wurzelmann: „Den Ehestand." — Lehrer: „Schafskopf! Pommrich, weißt Du es?" — Pommrich: „Mein Vater sagt: die Ehe wäre gar kein Stand, sondern eine traurige Lage."

Der Vater und sein Sohn. Vater: „Aber Junge, was rauchst Du als Gymnasiast für theure Cigarren? Ich rauche sie um die Hälfte billiger." Der Sohn: „Lieber Vater, Du solltest bei fünf Kindern gar keine Cigarren rauchen."

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Scherzaufgabe.

Welche Aehnlichkeit ist zwischen Dieben und Katzen?

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Der Glashändler.

Auflösung des Palindroms aus voriger Nummer:
Kukuk.

Feldblumen. (Zu unserem Bilde auf Seite 13.)

Der junge Lenz zieht in das Land,
Halb kahl noch stehn die Bäume,
Und doch spinnt schon das Sonnengold
Die schönsten Frühlingsträume.

Das ist ein Blüh'n und Keimen rings,
Unsagbar — allgewaltig;
Die Blumen heben schon das Haupt,
Buntfarbig — vielgestaltig.

Und auch im Dorfe regt es sich,
Die Wintersorgen schwinden;
Die ersten Kleinen zieh'n zu Feld,
Zum ersten Kränzewinden.

Damit auch Denen in der Stadt,
Noch winterlich beklommen,
Im Blumengruß die Kunde wird:
Der Lenz — der Lenz ist kommen!

Leere Gefäße. „Ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß ich Ihnen binnen acht Tagen das zu leihende Geld zurückbezahle!" sagte ein Bonvivant zu einem Wucherer. — Gelassen antwortete der Letztere: „Ich leihe nie auf leere Gefäße."

Kindermund. „Niemals hast Du meine Hände so schmutzig gesehen, wie die Deinigen," sagte eine Mutter zu ihrem kleinen Mädchen. — „Nein, aber die Großmama hat sie so gesehen," war die prompte Antwort.

Feines Kompliment. Ein sehr populärer Staatsmann sagte zu einem Volksvertreter, der ihm einen Besuch machte: „Sie können es glauben, lieber Freund, seitdem ich Minister bin, habe ich so wenig Zeit auszugehen, daß ich noch kein Paar Stiefeln zerrissen." — „Oh," entgegnete der Landstand, „auch wenn Sie viel ausgingen, würden Sie keine Schuhe zerreißen." — „Wieso?" — „Weil das Volk Sie auf den Händen trägt."

Hauswirthschaftliches.

Organische Beizen für die Färberei nach C. J. Hödl. Außer den in der Färberei benutzten mineralischen Beizen giebt es eine Reihe solcher rein organischen Ursprungs. Fette, Albumin, Caseïn, Gerbsäure 2c. sind die hauptsächlichsten derselben. Gerbsäure (Tannin) wird mit Vorliebe angewandt, weil sie, außer ihrem Verhalten, mit Metallsalzen farbige Niederschläge zu bilden, Pflanzen- sowohl als Anilinfarbstoffe außerordentlich dauerhaft auf die Faser fixirt. Man gewinnt sie durch Extraktion gerbstoffhaltiger Pflanzen-Stoffe, wie Galläpfel, Divi-Divi, Sumach oder Schmack u. dergl. und wendet sie vornehmlich zum Galliren, Tanniren und Schmackiren von Leinen und Baumwolle an. — Um Baumwolle schön schwarz zu färben, fixirt man sie zunächst mit Tanninabsud und behandelt sie hierauf mit Eisenoxyd und Blauholzabkochung. — Um ein schönes Roth auf Baumwolle zu erzielen, fixire man wiederum mit Tanninabsud, darauf mit Zinnoxyd und färbt schließlich mit Rothsalz oder Cochenille. — Will man mit Anilin färben, so lege man die Baumwolle in eine heiße Tanninabkochung, lasse sie 2—3 Stunden darin liegen und färbe in einem beliebigen Farbebade aus Anilin. — Fettsäure, die sogenannte Oelbeize, wendet man hauptsächlich zur Türkischrothfärberei an. Man menge 1 kg Oel mit 3,5 kg Alkohol, setze hinzu 0,4 kg konzentr. Schwefelsäure und schließlich 3,5 kg Wasser. Auf 10 kg Baumwolle genügt 1 kg dieser Beize. In gleicher Weise lassen sich auch Schmierseife und Marseiller Seife anwenden, auch ist eine ähnliche Methode, namentlich für Anilin, die Fixation mit Stärkekleister.

Räthsel.

Groß oder klein — ich bin nur eines Fußes lang.
Mich haben, ist kein Vorzug, oft ein Zwang,
Und doch, wer mein entbehrt,
Ist traun mitleidenswerth.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
As. – Moder, Mode, Ode, Oder.

Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
John Schwerin's Verlag, A.-G., in Berlin W.,
Behrenstraße 22